



Disziplinen Interdependenz Normen und Narrative

LITERATUR_MEDIENWISSENSCHAFTLICHE
NACHWUCHSKONFERENZ

3. bis 5. September 2015

ABSTRACTBAND

PANELS

Freitag 4. September

(UN-)DISZIPLINIERTER PÄDAGOGIK

- Christian Bendl
Nadja Kerschhofer-Puhalo
Werner Mayer5
- Katarina Froebus7

NARRATIVE VS. NORMEN

- Astrid Wlach10
- Julia Reichenpfader 11
- Amanda Hinteregger13
- Julia Martin15

LIEBE ERZÄHLEN

- Jonas Nesselhauf18
- Milena Bauer20
- Boka En22

LITERATUR_THERORIE_KRITIK

- Christian Dinger25
- Gerlinde Steininger26

REPRÄSENTATIONSNARRATIVE IN DER POPKULTUR

- Masha Neufeld29
- Berenice Pahl.....31
- Cornelia Gantze33

SICH SELBST ERZÄHLEND

- N.N.....36

BEWEGTE BILDER – BEWEGTE NORMEN

- Henrik Wehmeier39
- Ilona Toller41
- Marek Jancovic43
- Beatrice Frasl.....45

SCIFI – NORMEN AUS DER ZUKUNFT?

- Michaela Pasterk48
- Ruth Steinberg49
- Sabine Schönfellner51

(UN-)DISZIPLINIERTE PÄDAGOGIK

Christian Bendl / Nadja Kerschhofer-Puhalo / Werner Mayer

Heimliche Botschaften wissenschaftlicher und institutioneller Kategorisierungen – Textproduktion und -interpretation im Kontext Schule

Produktion, Rezeption und Interpretation von Geschriebenem sind in hohem Grad individuell, sie unterliegen zugleich aber gerade in schulischen Kontexten einer Reihe von Normierungs- und Standardisierungspraktiken. Kategorisierungs- Standardisierungs- und Normierungsprozesse finden wir nicht nur in den groß angelegten internationalen Leistungsvergleichsstudien wie PISA und den darauf Bezug nehmenden Medien_Texten und Diskursen, sondern auch in wissenschaftlichen Diskursen und nicht zuletzt in Handlungen von Akteur*innen im schulischen Alltag, wo Schüler*innen als Kinder vielfach nicht als vollwertige Akteur*innen wahrgenommen werden. Von besonderem Interesse sind für uns hier Diskurse v.a. zum Thema Mehrsprachigkeit und deren Spuren in den Äußerungen von Kindern. Der vorliegende Beitrag nimmt Bezug auf die Sichtweise von Kindern der 3. und 4. Klasse Grundschule, die im Rahmen zweier Projekte zum kindlichen Leseerwerb und zu Wahrnehmung und Gebrauch von Schrift und Geschriebenem gesammelt werden. Das Korpus besteht v.a. aus Videoaufzeichnungen von Gesprächen mit Schüler*innen über Lesetexte, Leseaufgaben, schulische Leseförderpraktiken, das eigenen Leseverhalten und Kommentaren zu selbst gezeichneten *Sprachenportraits*, in denen Kinder ihre sprachliche Repertoires zugleich visualisieren und versprachlichen. Die Äußerungen der von uns interviewten Schüler*innen setzen wir in Bezug zu gängigen Diskursen und schulischen Praktiken, die den Umgang mit Texten und den Erwerb bzw. die Verbesserung von „Lesekompetenzen“ betreffen. Die Daten werden mit Methoden der Gesprächsanalyse, Diskursanalyse und Bildanalyse unter multimodalen Gesichtspunkten untersucht. Sie dienen der Untersuchung von diskursanalytischen und sozialsemiotischen Fragestellungen rund um Führungs-, Standardisierungs- und Normungspraktiken in der Institution Schule. Die Daten machen das Spannungsverhältnis zwischen den stark normativ geprägten und zugleich normierend wirkenden Leistungsvergleichsstudien (z.B. PISA) einerseits und der immensen Heterogenität und Individualität von Textver-

stehen, -interpretation bzw. -produktion andererseits deutlich. Sie zeigen insbesondere mögliche Gefahren von Standardisierungs-, Normierungs- und Kategorisierungspraktiken für Ein_Mehr_Sprachige und v.a. auch die inneren und äußeren Konflikte, die sich daraus für Kinder, Eltern, Lehrende auf individueller Ebene und für Bildungswesen und Politik auf gesellschaftlicher Ebene ergeben. Gängige institutionelle Praktiken führen dazu, dass die individuellen Repertoires der Kinder zumeist nicht zur Geltung kommen bzw. wenn dann nur im Sinne von schulkonformen Kategorien wie „richtig/falsch“. Mehrsprachigkeit wird in diesem Kontext meist implizit mit „unvollkommen in Deutsch“ gleichgesetzt. Kategorisierungen wie etwa „ein-/mehrsprachig“, „+/- Migrationshintergrund“, „bildungsnah/bildungsfern“, „Kind“ vs. „Erwachsene“ auf individueller Ebene bzw. „richtig/falsch“, „einfach/schwierig“ auf Text-/Aufgabenebene, wie sie in schulischen Kontexten und vielen Untersuchungen zu Migration und Leseforschung als mehr oder weniger selbstverständlich angesehen werden, sind dabei zu hinterfragen. Wenn als Konsequenz wissenschaftliche Kategorisierungen und (bildungs-)system-immanente Normierungen in Frage zu stellen sind, wie kann eine wissenschaftliche Untersuchung von Prozessen kindlichen Leseerwerbs bzw. Textverstehens und -produzierens überhaupt gelingen? Durch einen Untersuchungsansatz, in dem Lesetexte wie auch die Äußerungen der Kinder als multimodale Ensembles angesehen und unter diskursanalytischen und sozialsemiotischen Aspekten betrachtet werden, soll abseits von a priori vorgegebenen Kategorien und Normen eine wissenschaftliche Beschreibung der *individuellen* sprachlichen, schrift- und textbezogenen *Repertoires* und Zugänge zu (kindlichen) Lese-, Schreib- und Interpretationsprozesse der Kinder mit Ansätzen einer Grounded Theory erfolgen. Weitere wertvolle Impulse erhoffen wir uns durch inhaltlichen Austausch im Rahmen dieser Tagung.

Katarina Froebus

Dekonstruktive Einsätze als Irritation und Aktualisierung einer kritischen Pädagogik

Dominiert in der Pädagogik ein normatives Verständnis von Kritik, das Kritik vor allem als Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen begreift, so stellt der Beitrag die Frage, inwiefern dieses Kritikverständnis durch dekonstruktive Einsätze überwunden oder aktualisiert werden kann. Dazu wird zuerst ein Blick auf kritische Ansätze in der Pädagogik und deren historischen Kontext geworfen, um danach zu fragen, was das spezifisch Neue und Andere dekonstruktiver Einsätze ist. Kann eine erste kritische Wende in der Pädagogik mit der Rezeption der Kritischen Theorie, beginnend in den 1960er Jahren, ausgemacht werden, so findet eine zweite kritische Wende mit der Rezeption Foucaults in den 1990er Jahren statt. Diese Aneignungen von Kritik bedeuteten zwar die Eröffnung neuer Perspektiven für die Disziplin, waren aber immer auch mit Einbußen des kritischen Potentials der rezipierten Theorien verbunden. Unhinterfragt blieb das implizit männlich, heterosexuell, bürgerlich, nicht-behindert, weiß... markierte Subjekt der Pädagogik. Dekonstruktive Einsätze nehmen diese impliziten Normalitätsvorstellungen in den Blick und machen deutlich, dass Pädagogik selbst zur Reproduktion von Differenzordnungen beiträgt, wenn nicht thematisiert wird, wer aus welcher Perspektive über wen spricht. So richten sich dekonstruktive Einsätze auf die hierarchisierenden Wirkungen von Begriffen und Kategorien und deren Einbettung in symbolische Ordnungen und Machtverhältnisse. Bevor allerdings die queer-dekonstruktive Kritik zu einer kritisch-dekonstruktiven Pädagogik wird, muss auch danach gefragt werden, inwiefern sich queer gegen eine solche akademische Einordnung sträubt. Zurecht weist Judith Butler darauf hin, dass die Institutionalisierung von Kritik diese ihre Schärfe verlieren lassen könne: „we have to remain critical of those modes of institutionalization that would destroy the very modes of criticism for which we struggle“ (2012: 21). Diese Skepsis vor der akademischen Vereinnahmung dekonstruktiver Kritik verweist auf die Widerständigkeit queerer Einsätze, deren subversives Potential ja auch darin liegt, akademisches Wissen als herrschaftsförmig zu

hinterfragen. Die Rezeption queer-dekonstruktiver Ansätze in der Pädagogik kann im Sinne einer Irritation eines normativ-kritischen Selbstverständnis genutzt werden. Ihr Potential liegt darin, auf blinde Flecken kritischer Einsätze der Disziplin hinzuweisen und diese in Bewegung zu halten.

NARRATIVE VS. NORMEN

Astrid Wlach

Stürme im Wasserglas – Untersuchungen zu Nathalie Sarraute

In meinem Beitrag untersuche ich anhand der Prosatexte „Portrait d'un inconnu“ (Portrait eines Unbekannten) und „Ici“ – zu Deutsch „Hier“ – die Auflösung klassischer Erzählelemente wie zum Beispiel Personendarstellungen, Erzählperspektiven oder Diskursverläufe. Autorin ist die französische Schriftstellerin Nathalie Sarraute (1900 – 1999). Für sie waren narratologische Normen nichts anderes als Schablonen, leere Hüllen. Ihre Themen waren Stürme im Wasserglas, alltägliche Situationen, die sich bei näherer Betrachtung als bedrohliche Szenarien herausstellen konnten. Wie sehen diese Stürme im Wasserglas, diese Kämpfe des Alltags nun konkret aus? Wovon handeln sie und wer ficht sie aus? Um diese Fragen beantworten zu können, werde ich eingangs Sarrautes erzähltheoretische Novellierungen erklären. Hervorzuheben ist hier die Wichtigkeit der „neutralen“ Personendarstellung. „À l'intérieur, où je suis, le sexe n'existe pas“ sagt Sarraute und meint damit, dass menschliche Empfindungen, kleinste Regungen, die sie Tropismen nennt, unabhängig von äußeren Zuordnungen – sei es Herkunft oder Geschlecht – existieren. Diese Meinung wurde von Monique Wittig ebenso vertreten, wenngleich sie „das Neutrale“ literarisch anders umsetzte. Im Hauptteil widme ich mich dem Gegenstand der Erzählung, der durch eine Reihe von Metaphern und Metonymien zum Ausdruck gelangt. Diese vernetzen sich zu einer Art Paralleluniversum, das sich neben der „realen“ Welt entwickelt. Die monookulare, normative Außenwelt wird begleitet von einem polysemantischen und heterogenen Diskurs. Sarraute lehnte jegliche Zuordnung zu einer „écriture féminine“ – wie übrigens jede andere Etikettierung auch – ab und schuf mit ihrem Verständnis des „neutre“ und der Auflösung narratologischer Komponenten die Möglichkeit für Leserinnen und Leser, sich in der Auseinandersetzung mit dem Text im Hier und Jetzt zu verorten. Ob diese literarische Konzeption auch dazu geeignet sein kann, Schablonen und leere Hüllen im gesellschaftlichen Kontext zu erkennen und zu entlarven soll im Anschluss zur Diskussion gestellt werden.

Julia Reichenpfader

Skandalöse Grenzgängerinnen in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Kaum ein anderer literarischer Text hat in den letzten Jahren ein vergleichbar negatives feuilletonistisches Echo gefunden wie Charlotte Roches Roman „Feuchtgebiete“ (2008). Jahre zuvor verursachte Elfriede Jelineks „Die Klavierspielerin“ (1983) einen medialen Aufschrei. Die Protagonistinnen der Romane öffnen ihren Körper, üben Intimmodifikationen aus und verletzen mutwillig ihre Haut. Die die Sekrete der Grenzgängerinnen überschreiten die Grenzen der Haut ebenso wie die Protagonistinnen die Grenzen und Normen der Gesellschaft. Da gerade der weibliche Körper die gesellschaftlichen Strukturen symbolisch abbildet, unterliegen seine Ein- und Ausgänge und seine abjekten Sekrete einem besonderen Reglementierungsmechanismus im patriarchalen Machtsystem (Mary Douglas, Julia Kristeva). Die Beschreibungen der „anti-idealen Frauenkörper“ sind in der o.g. Gegenwartsliteratur ein öffentliches Ärgernis, ein ästhetisches Skandalon. Die Haut ist dort als entweder nicht mehr ganz glatt und jung beschrieben, oder wird durch Geschwüre, Pickel und Ähnlichem durchbrochen. Die Körperöffnungen werden betont und die Haut mutwillig verletzt, sodass Blut und Eiter austreten. Die Haut als Schnittstelle zur Außenwelt wird durchbrochen, um der Isolation zu entkommen und/oder die Kontrolle zu behalten oder wiederzugewinnen. Der weibliche Körper wird entgrenzt und dient wie Michail Bachtins „grotesker Leib“ der Raumaneignung. Die Texte evozieren Ekel, welcher die Grenze des Sagbaren markiert. Die Protagonistinnen kommen dem „Anti-Ideal“ der Vetula (Winfried Menninghaus) gleich und negieren die „scheinheilige Reinheit“. Durch das Groteske und Karnevaleske in den Texten wird dem Ekel eine weitere Ebene hinzugefügt, die das subversive Potential der Texte deutlich macht. Anhand der erstaunlichen Gemeinsamkeiten der Texte „Feuchtgebiete“ und „Die Klavierspielerin“ soll exemplarisch aufgezeigt werden, wie die Idealisierung des weiblichen Körpers durch Texte kritisiert und dekonstruiert wird. In der Forschung wurde „Die Klavierspielerin“ bisher ausführlich besprochen, das subversive Potential von „Feuchtgebiete“ wurde jedoch

weitestgehend ignoriert. Dabei zeigt gerade dieser Text die Chancen auf, die sich aus einem Tabubruch ergeben können. Der Normbruch der Texte ist offensichtlich - der Skandal um die Texte war perfekt. In meinem Vortrag möchte ich erläutern, was diesen Normbruch ausmachte und welche Tabus immer noch aktuell sind.

Amanda Hinteregger

S. Juan de la Cruz mit Susan Lanser gelesen: Mystik, Stimme, Geschlecht und Autorität

Mein Beitrag behandelt Autorisierungsfunktionen weiblicher Erzählstimmen in der mystischen Narrative am Bsp. des spanischen Mystikers S. Juan de la Cruz (1542-1591). Es geht um die sprachlichen Möglichkeiten von marginalisierten Personen, aus bestehenden Machtverhältnissen und Schweigegeboten auszubrechen, ohne die Grenzen des herrschenden Systems völlig zu übertreten. Dieses System besteht hier aus der katholischen Kirche Spaniens und dem theologische Diskurs des 16. Jh, in deren Hierarchie sowohl das Sprechen als auch das Zuhören über absolute Inhalte streng normiert sind. Als Untersuchungsmaterial dienen Auszüge des lyrisch-erzählenden und des theologischen Werks von S. Juan. Der Autor nimmt in den jeweiligen diskursiven Bereichen verschiedene Autorfunktionen ein, um sein Schreiben zu legitimieren. Auffällig ist die Wahl des Geschlechts der Erzählstimme in der Narrative und die intertextuelle Bezugnahme zu dieser im szientistischen Werk. In bisherigen Studien wird dieser Umstand kaum berührt und als gattungsspezifisch erklärt. Angesichts der Performanz des Texts zu Lebzeiten des Autors, die sich stark von der späteren, kanonisierten Rezeption unterschied, erlangt aber die Wahl des weiblichen lyrischen Ichs neue Bedeutung. Der Text zirkulierte in einem Umfeld der weiblichen Laien, also einem zweifach normabweichenden Publikum. Ich gehe der Frage nach, wie Autorität in der Narrative generiert wird und wie sie sich zu extratextuellen Faktoren verhält. Zur Kontextualisierung des Werks und den Subjektpositionen des Autors werden religionsphilosophische, mentalitätsgeschichtliche und philologische Ansätze berücksichtigt. Durch die narratologische Erzählstimmenanalyse nach Lanser zeige ich den subversiven Einsatz von Stimmen zwischen privatem und öffentlichem Raum. Aus produktionsästhetischer Perspektive steht die Ausweichstrategie aus dem normierten Rahmen der Wissenschaftsdisziplin im Zentrum; und hinsichtlich der Performanzrekonstruktion des literarischen Textes möchte ich eine kollektivautorisierende Lesart im Raum der Subalternen vorstellen. Mein Beitrag soll zeigen, dass modernere,

feministische Ansätze und die Frage nach dem sprechenden Subjekt auch bei älteren Texten relevant sind, da im Kampf um Sprechlegitimation bereits in vorbürgerlicher Zeit auf dem Feld der Narrative die Kategorien *Geschlecht* und *Bildung* strategisch eingesetzt wurden.

Julia Martin

K_Ein Ort für Frauen? Strategien weiblicher Raumnahme bei Marlen Haushofer, Aritha van Herk und Elfriede Jelinek

„Räume sind nicht, Räume werden gemacht.“¹

Dieses an Simone de Beauvoir angelehnte Zitat verdeutlicht, dass Räume ebenso wie Geschlecht nicht *a priori* existieren, sondern hergestellt werden und von spezifischen Strukturen durchdrungen sind. Räume müssen als Produkte von Herrschaftsverhältnissen gelesen werden, sie dienen als „Parameter der Macht.“² Die verwendeten Romane sollen auf die Verknüpfung von Raum, Identität und Geschlecht sowie auf die Notwendigkeit der Erschaffung eines eigenen Raumes für Frauen hin untersucht werden. Der Fokus soll dabei jedoch auf weibliche Räume als Orte des Widerstands liegen. Welche Formen feministischer Intervention lassen sich gegen den hegemonialen Raumdiskurs finden? Welche Strategien wenden die Protagonistinnen an, um sich Raum zu nehmen und mit Normen zu brechen? Innerhalb der Romane lassen sich drei gänzlich unterschiedliche Positionen finden: 1. Abgrenzung, Flucht in den Privatraum; 2. Besetzung öffentlicher Räume & von männlich dominiertem Terrain; 3. Die Frau hat keinen Raum. So befaße ich mich zunächst mit dem Roman *Die Mansarde* (1969)³ von Marlen Haushofer, der die Woche einer Hausfrau thematisiert, die mit ihrer Vergangenheit konfrontiert wird und deren Mansarde als Ort der Abgrenzung zur ehelichen Realität dient. Das Ausleben ihres ‚anderen Ich‘ ist nur in der Enge des eigenen Zimmers möglich. Der zweite Roman ist *No Fixed Address. An Amorous Journey* (1986)⁴ von Aritha van Herk. Dieser Text reiht sich ein in eine Tradition männlich dominierter traveller-Literatur. Die unangepasste Protagonistin Arachne bricht hierin mit stereotypen Rollenverteilungen und erfährt Reisen als Freiheit. Sie überschreitet diverse Strukturkategorien wie class und gender. Am Ende versucht sie, in der Arktis der patriarchal strukturierten Gesellschaft zu entfliehen. Die radikalste Position nimmt Elfriede Jelinek ein, indem sie sagt: „Die Frau hat keinen Ort.“⁵ Was Jelinek damit beschreibt, ist das Scheitern einer sprachlichen Objektwerdung für Frauen und keinen Ort

ihr Eigen nennen dürfen. Diese These versuche ich anhand ihres viel besprochenen Romans *Lust* (1989)⁶ zu verdeutlichen. Wie also lassen sich bei der Verknüpfung von Raum und Geschlecht subversive Positionen finden, die es den Figuren ermöglicht, aufgrund ihres Frau—Seins Raum zu erhalten und machtvolle Konzepte von Raum zu durchbrechen? Und schließlich: Gibt es die Möglichkeit der Entwicklung einer dezidiert feministischen Raumtheorie?

1 Schultz, Hans-Dietrich: Räume sind nicht, Räume werden gemacht. Zur Genese »Mitteleuropas« in der deutschen Geographie. In: *Europa Regional*, 5 (1997), S. 2-14.

2 Cortiel, Jeanne: Space for Spinster: Die Narrativität des Räumlichen im feministischen Diskurs. In: Schröder, Nicole/ Friedl, Herwig: *Grenz-Gänge. Studien zu Gender und Raum*, Tübingen 2006, S. 135.

3 Haushofer, Marlen: *Die Mansarde*, München 1999.

4 Herk, Aritha von: *No Fixed Address. An Amorous Journey*, London 1989.

5 Jelinek, Elfriede: Der Krieg mit anderen Mitteln. Über Ingeborg Bachmann. In: *Die Schwarze Botin*, 21 (1983), S. 151.

6 Jelinek, Elfriede: *Lust*, Reinbek bei Hamburg 1992.

LIEBE ERZÄHLEN

Jonas Nesselhauf

Liebe gegen den Diskurs. Die Figur des „Liebestölpels“ in der Literatur um 1900

Gesellschaftlich normierte und in ungeschriebenen ‚Regeln‘ festgelegte Liebeskonzepte (etwa Hochzeit, voreheliche Enthaltensamkeit, eheliche Treue...) hatten in Mitteleuropa über Jahrhunderte — und teilweise bis heute — Bestand. Längst sind es aber nicht nur solche sozialen Normierungen, die das Individuum in ihrer/seiner Einstellung zur ‚Liebe‘ beeinflussen: Durch die zunehmende Alphabetisierung wie auch die stark wachsende Zahl an veröffentlichter und eben auch gelesener Erzählliteratur lässt sich bereits ab dem 17. Jahrhundert ein ‚Copieren von Phrasen und Komplimenten‘ (Niklas Luhmann) feststellen, das sich schnell auf alle Gesellschaftsschichten ausbreitet. Bald schon werden nicht nur (oft sehr flache und kitschige) Formulierungen aus der Literatur in den allgemeinen Liebesdiskurs übernommen, sondern auch Handlungsweisen. Das vielleicht legendärste und außergewöhnlichste Beispiel stellen wohl Goethes *Leiden des jungen Werthers* (1774) dar, dessen (fiktionalisierter) Selbstmord aus Liebeskummer, auch wenn nur schwer tatsächlich nachweisbar, zeitgenössischen Berichten zufolge zahlreiche NachahmerInnen gefunden haben soll. Die massenhafte Verbreitung stereotyper Liebesgeschichten ab dem 19. Jahrhundert (vor allem in Groschenheften) und die klischeehafte Liebeskomödie im populären Medium Film des 20. und frühen 21. Jahrhunderts haben dieses ‚Copieren‘ des literarischen in den gesellschaftlichen Liebesdiskurs noch einmal verstärkt und (plakative) Erwartungen an eine Beziehung, den Heiratsantrag, die Hochzeitszeremonie etc. nachhaltig beeinflusst. Bereits Umberto Eco bemerkte die postmoderne Unmöglichkeit des Satzes „Ich liebe dich“, der ja bereits schon so oft gesagt und zitiert wurde, dass seine Bedeutung wohl nur noch zu einer leeren Floskel geworden ist. Ohne Zweifel lässt sich also ein starker Einfluss von Literatur und Film auf den gesellschaftlichen Liebesdiskurs und die populäre Vorstellung einer Beziehung nachweisen — ein interessanter Sonderfall sind nun aber gerade ‚Verstöße‘ oder gescheiterte Stilisierungen dagegen: Hier versuchen also (auf zweiter Ebene sozusagen), Figuren in fiktionalen Texten

Liebeskonzepte zu adaptieren, die ursprünglich selbst aus literarischen Werken entnommen, aber längst (normiert) auf die Gesellschaft übergegangen sind, scheitern aber gnadenlos an diesem ‚Copieren‘. Mit literarischen Texten von Theodor Fontane bis Andrej Belyj sollen anhand von zwei Beispielszenarien Brüche dieser doppelt ‚copierten‘ (von der Literatur auf die Gesellschaft, und schließlich vom Individuum übernommenen) Normierungen aufgezeigt werden: Dem Selbstmord aus unglücklicher Liebe und dem Heiratsantrag. In beiden Fällen berufen sich die jeweiligen Protagonisten normierte Handlungsweisen, versuchen diesen zu entsprechen, scheitern aber ebenso an der Stilisierung als unglücklich Leidendem wie an der (stereotyp ‚männlichen‘) Aufgabe des Heiratsantrages. Interessant ist nun nicht nur die Frage, wie die Figuren erfolglos versuchen, den literarischen Liebesdiskurs zu übernehmen, sondern vor allem auch der Blick auf die Folgen dieser missglückten (Selbst-) Inszenierung: Was macht dieses Scheitern an der (oftmals plakativen) Stilisierung mit dem Protagonisten und seiner Umwelt innerhalb des Textes, und vor allem: Was bedeutet dies für die weitere Wahrnehmung des Rezipienten, der diese Brüche durchschauen kann?

Milena Bauer

Norm- und Grenzüberschreitung als inszeniertes Gesellschaftsvergnügen: Der Topos der Landpartie in Romanen Fontanes

Fontanes Romane weisen typische Sujets und Settings des europäischen Gesellschaftsromans auf: Die privat-gesellschaftliche Sphäre rückt in den Fokus der Darstellung, so dass sich Formen ritualisierter Geselligkeitskultur zu zentralen Erzählgegenständen generieren. Zudem ergänzen die Romane häufig diejenigen Zusammenkünfte, die der Repräsentation und der Distinktion verpflichtet sind, mit dem Topos der Landpartie, der die Figuren aus ihrem urbanen Lebensumfeld hinausführt. Der Landpartie ist dabei ein ambivalentes Verhältnis zur habitualisierten Gesellig- und Gesellschaftlichkeit eigen, das sich gleichermaßen durch Konvergenz und Divergenz auszeichnet: Zwar stellen Landpartien eine Variante des ritualisierten Gesellschaftsverkehrs dar, doch scheinen sie zugleich Gelegenheiten zu offerieren, herrschende soziale Normen zu hinterfragen oder gar zu durchbrechen. Dieses Potential ist dabei wesentlich auf die von den Texten präsentierte räumliche Struktur zurückzuführen; und auch wenn die Landpartietopographien mit einem strikt binären Raummodell (im Sinne von Natur vs. Kultur, Stadt vs. Land) konfliktieren, erweist es sich dennoch als überaus lohnend, Fontanes Landpartien in Rekurs auf Jurij Lotmans kultursemiotische Raumtheorie zu betrachten. Bildet in Lotmans Konzept die Grenzüberschreitung ein ‚revolutionäres Element‘, wird sie bei Fontane in Form der Landpartie als ritualisiertes Gesellschaftsvergnügen inszeniert. Die im Rahmen der Landpartie vollzogene Grenzüberschreitung zeigt sich dabei zunächst als topographische: Doch statt nach Lotman von einem in den anderen ‚disjunkten Teilraum‘ zu überführen, wird mit der Landpartie ein Grenzraum betreten, der in topographischer und semantischer Hinsicht ein hybrides Korrelat der üblicherweise als Oppositionen verstandenen Räume ‚Natur und Kultur‘ oder ‚Stadt und Land‘ darstellt. Diese Hybridität zeichnet sodann auch für die Überschreitung normativer Grenzen verantwortlich, die von den Landpartieepisoden ausgehen: Konstituiert die Landpartie in *Irrungen*, *Wirrungen* überhaupt den Möglichkeitsraum, entgegen gesellschaftlicher Sitte und Moral ein uneheliches und unstandesgemäßes Verhältnis auszuleben, dynamisieren andere Landpartien die amourösen

Annäherungen von Figuren derart, dass diese im weiteren Handlungsverlauf in Form von Verführung und Ehebruch normative Grenzverletzungen nach sich ziehen. Auch wenn die Landpartien harmlos anmuten, eröffnet sich in diesem Topos ein Raum, von dem ein Aufbegehren gegen die repressiven patriarchalischen Gesellschaftsnormen Ende des 19. Jahrhunderts ausgeht.

Boka En

<3? Beziehungsnarrative in der Sozialforschung

Sozialforschung (qualitative wie quantitative, queer-feministische wie böse „normale“) bedient sich häufig Kategorisierungsmechanismen, um ihre Untersuchungsobjekte (bzw. -subjekte) einzuordnen und so die Welt verständlich zu machen. Dieses „Ordnen“, das immer auch ein Normieren ist, kann auf verschiedenen Kriterien basieren, wobei demografische Kategorien wie Geschlecht, Alter, *race*/Ethnizität, soziale Schicht etc. zu den häufigsten gehören. Allerdings gibt es auch je nach Forschungsfeld mehr oder weniger spezialisierte Arten, die Welten, in denen wir leben und die wir beforschen, zu ordnen. So kategorisiert zum Beispiel Forschung zu intimen zwischenmenschlichen Beziehungen diese Beziehungen genauso wie die Personen, die in ihnen leben (oder nicht in ihnen leben). Dabei bedient sich auch und gerade Forschung Narrativen. Während solche narrativen Ordnungs- und Normierungsvorgänge unvermeidbar sein mögen, sind sie doch niemals „unschuldig“: Sozialforschung zu zwischenmenschlichen Beziehungen trägt zu gesellschaftlichen Einschlüssen und Ausschlüssen bei und beeinflusst, welche Beziehungsformen intelligibel sein können und welche nicht. Zum Beispiel wird in jüngerer Vergangenheit zwar zunehmend Forschung zu „abnormalen“ Beziehungsformen wie etwa nicht-monogamen romantischen/sexuellen Beziehungen oder auch nicht-sexuellen Beziehungen betrieben; allerdings konzentriert sich das Gros der Forschung weiterhin klar auf dyadische, monogame, heterosexuelle, sexuelle und romantische (im Gegensatz zu nicht-sexuellen/nicht-romantischen) Beziehungen. Sie trägt damit zur Reproduktion solcher Beziehungen als gesellschaftliche Norm bei. Und auch Forschung zu „devianten“ Beziehungsformen muss sich auf diese Normen beziehen, um intelligibel zu sein: Es besteht eine untrennbare und doch wandelbare Verbindung zwischen „Innen“ und „Außen“. In diesem Beitrag verbinde ich theoretische Konzepte aus Gender Studies und Queer Studies sowie Science and Technology Studies, um auf der Grundlage einer Analyse von sozialwissenschaftlichen Publikationen zu intimen zwischenmenschli-

chen Beziehungen zu untersuchen, wie diese Beziehungen verhandelt und damit manche Beziehungsformen normalisiert und andere marginalisiert werden. Insbesondere werde ich mich damit beschäftigen, wie bestimmte Beziehungsformen sichtbar oder unsichtbar gemacht werden und wie wir mit solchem Un-/Sichtbarmachen bewusst und verantwortungsvoll umgegangen werden können.

LITERATUR_THEORIE_KRITIK

Christian Dinger

Authentizität als ästhetische Norm in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

In einem Beitrag für die Wochenzeitung DIE ZEIT aus dem Jahr 2006 polemisiert Juli Zeh gegen ein Literaturverständnis, »bei dem die Verwechslung von Erzählung und Erlebtem nicht Lapsus ist, sondern Programm«. Die Schriftstellerin spricht in diesem Zusammenhang vom »Wirklichkeitswahn der Unterhaltungsindustrie« und einem »Dogma des Echtheitsbegehrens« (DIE ZEIT, 21.09.2006, Nr. 30). Tatsächlich entzündeten sich die Feuilleton-Debatten der letzten Jahre häufig an der Frage nach dem Verhältnis von Romanhandlung und Autor_innenbiographie, das schillernde Etikett »authentisch« gehört dabei zum Kernbestand literaturkritischer Wertung. Dieser Vortrag unternimmt den Versuch, Authentizität als ästhetische Norm innerhalb des deutschsprachigen Literaturbetriebs zu charakterisieren. Dabei geht es zunächst darum, den Authentizitätsbegriff, der in den letzten Jahren eine erstaunliche Konjunktur aufweist, in den Kontext von Autoritäts- und Machtdiskursen und sozialen, ethischen und ästhetischen Normierungsprozessen einzuordnen. Angewendet auf die deutschsprachige Gegenwartsliteratur wird dann anhand ausgewählter Beispiele (Helene Hegemann, Charlotte Roche und Aléa Torik) sowohl die (Re-)Produktion als auch die Subversion dieser Norm veranschaulicht. Authentizität wird dabei als diskursives Zuschreibungsmerkmal begriffen, das sowohl von der Produktionsseite (Autor_in/Verlag) in Form einer Selbstzuschreibung genutzt werden kann, als auch seitens der Rezeptionsseite (wie z.B. der Literaturkritik) in Form einer Fremdzuschreibung. Der Vortrag versucht sowohl die literatursoziologischen Positionierungen einzelner Autor_innen auf dem Feld der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur in den Blick zu nehmen, als auch die diskursive Bedeutung von Authentizität und ihren Zusammenhang mit Kategorien wie Herkunft und Geschlecht zu beleuchten.

Gerlinde Steininger

Das Ereignis als Normbruch – Jurij M. Lotmans Erzähltheorie und der transnationale Roman

„[W]enn sich eine Grenze herausbildet, dann lassen Norm und Verbot nicht auf sich warten“, schreibt Jacques Derrida in „Das Gesetz der Gattung“. Mit Normen beschäftigt sich auch mein Dissertationsprojekt, allerdings ausgehend von einem grundlegenden Begriff, nämlich jenem der Grenze. Der Vortrag auf dieser Konferenz soll dazu genutzt werden, das Konzept der Dissertation – mit dem momentanen Arbeitstitel „Grenzen und Grenzverhandlungen im zeitgenössischen transnationalen Roman. Mit einer kritischen Anwendung und Erweiterung der Erzähltheorie Jurij M. Lotmans“ – aus der Perspektive der Norm und vor allem des Normbruches zu betrachten, zu präsentieren und zu diskutieren. Im ersten Teil des Vortrages wird die Ereignisdefinition Lotmans, wie sie in *Die Struktur literarischer Texte* dargelegt wird, vorgestellt. Lotman definiert das Ereignis als Bruch einer Norm beziehungsweise als eine signifikante Abweichung davon. Ausgehend von dieser Definition wird danach der in der Dissertation analysierte Typus des transnationalen Romans näher erläutert. Transnationale Romane zeichnen sich durch die Sichtbarmachung und Verhandlung von Grenzen und Grenzziehungen der dominierenden kulturellen Norm der Sesshaftigkeit aus. Sie beschäftigen sich mit Themen wie (il)legaler Migration, Rassismus, Fremdheit, Identität, (Nicht-)Zugehörigkeit oder dem Geschehen an Staats- und Blockgrenzen. Gerade weil die Befragung und Infragestellung des Sesshaftigkeitsparadigmas von großer gesellschaftlicher Relevanz und Aktualität ist, wird dieser Romanotypus vermehrt (nicht nur) in der Literaturwissenschaft untersucht, denn Literatur hat Anteil an diesem Diskurs – sie ist ein imaginärer Ort der ästhetisierten Neu-Verhandlung dieser Norm. Im zweiten Teil des Vortrages werden die Fragestellung und die Forschungsziele der Dissertation kurz erläutert, denn das Ziel ist, ausgehend von Lotman in einer Verbindung von formaler und kulturwissenschaftlicher Analyse ein Interpretationsmodell zu erstellen, mit dem die in den Romanen dargestellten und verhandelten Normen/Grenzen und ihre Verletzungen/Überschreitungen systematisch untersucht wer-

den können. Anhand von ausgewählten Beispielen aus dem untersuchten Textkorpus (Romane der englisch-, deutsch- und französischsprachigen Literaturen) wird abschließend ein kurzer Einblick in die Analysearbeit gegeben.

REPRÄSENTATIONSNARRATIVE IN DER POPKULTUR

Masha Neufeld

Towards a future past: (Re)Konstruktionen sowjetischer Kultur im modernen immigrantischen Singer-Songwriter Genre und die Subversion „westlicher“ Blickregime und Narrative

In meinem Beitrag möchte ich Werke ausgewählter immigrantischer Singer-Songwriter Musikerinnen aus der (Post-)Sowjetunion, wie etwa Regina Spektor, Zhenya Lyubich („Nouvelle Vague“) oder Michelle Gurevich aka „Chinawoman“, auf ihre (Re)Konstruktionen eines sowjetischen Kulturgenres untersuchen und sie innerhalb „westlicher“ Blickregime auf „östliche“, vor allem russischsprachige Kultur(produktionen) befragen. In meiner intermedialen Analyse von Songtexten, Gesang, Musikvideos und Interviewauftritten konzentriere ich mich neben Inhalt und künstlerisch-musikalischem Stil der Werke auch auf die körperlichen Repräsentationen der Musikerinnen. Ich diskutiere welche Bedeutung das sowjetische Autor_innenlied im modernen Singer-Songwriter Genre der jeweiligen Künstlerinnen einnimmt, welche stilistischen Elemente sowjetischer Musik sie in ihrem Werk aufgreifen und weiterentwickeln und wie sie sich nicht zuletzt auch eine visuelle sowjetische Kultur mit ihren spezifischen visuellen Codes aneignen. Dabei gehe ich der Frage nach, welche Bedeutungen die Selbst-Repräsentation weiblicher „post-sowjetischer“ Körper in Diskursen zu kulturellem „Anderseins“ und der „Entwicklung“ von postsowjetischem Raum in „westlichen“ Diskursen und Narrativen einnehmen und wie sie mit Konzepten von Zukünftigkeit verschränkt sind. Mich interessiert dabei, wie die jeweilige migrantische Diaspora, in dem Fall repräsentiert durch das immigrantischen Singer-Songwriter Genre, die vergangene Sowjetzeit als affektives Objekt von (N)Ostalgie und als verlorene Utopie konstruiert und gleichzeitig subvertiert und sich damit sowohl gegen lineare Vorstellungen von Zeit(lichkeit) als auch „westliche“ Vorstellungen von Fortschritt und Entwicklung stellt. Anschließend an die Überlegungen von Larry Wolff (1994) und Iver Neumann (1999) über die Erfindung Osteuropas und die Abgrenzung Russlands von der „zivilisierten Welt“ sowie die neuen identitären Formationen von „Ost“ und „West“ in Kalten Krieg, bewegt sich meine Analyse im Rahmen des Neuen Kalten Kriegs als eines Kulturkriegs und untersucht das Spannungs-

feld zwischen (Selbst)Exotisierung und Unterwerfung einem „westlichen“ Blickregime auf (post)sowjetische Kultur einerseits und der widerständigen Aneignung und Bruch mit „westlichen“ Stereotypen, Narrativen und Kategorisierungen andererseits. Dabei konzentriere ich mich auf die Performanz weiblicher Korporalität, die selbstbewusst als (post)-sowjetische markiert und als solche innerhalb „nord/westlicher“ Hegemonien sichtbar gemacht sowie angeeignet wird.



Regina Spektor, Soviet Kitsch, 2004



Chinawoman, 2012

Berenice Pahl

Pussy Riot: (Selbst)Ironie, Subversion und Solidarität – und Humor als dessen ästhetische Strategie

In meinem Vortrag werde ich die visuellen und künstlerischen Strategien der feministischen Punkband Pussy Riot im Hinblick auf ihre Normen zersetzende, widerständige Kraft, welche sich gegen die politischen, ökonomischen und religiösen Machtsysteme Russlands und heteronormative Geschlechtsstereotypen richtet, analysieren. Die Mitglieder von Pussy Riot sind Performerinnen, deren Methoden zum einen die der Kommunikationsguerilla sind, die auf ironisch-subversive Art die Bedeutung von gängigen Zeichen verschieben und sich für ihre Zwecke aneignen; zum anderen die des entlarvenden Humors, der Widersprüchlichkeiten und Mängel des Systems offenbart. Auf beiden Ebenen spielt dabei das Brechen von und Spielen mit Normen eine herausragende Rolle. Das subversives Potential des Humors wird in der Betrachtung der Inszenierung deutlich: widersprüchliche optische, körperlichsprachliche, textuelle und musikalische Formen schaffen eine komische Inkongruenz, die herkömmliche geschlechtsspezifische Stereotypen und Erwartungen an Kunstgattungen unterläuft. Pussy Riot setzen sich bewusst durch ihre Körperlichkeit einer Lächerlichkeit aus - die aber erst durch die Abweichung, der zu erwartenden Erscheinung einer Punkband, entsteht. Indem sie sich selbst als kunterbunte, harmlos kindisch wirkende Hampelmädchen stilisieren, erzeugen sie eine doppelt ironische Situation. Als dezidierte Feministinnen persiflieren sie nicht nur den männlichen Gestus einer Punkband, der sich in düsteren Farben, harten Materialien, depressiver und aggressiver Manier manifestiert, sondern sie führen sich selbst exemplarisch als Marionetten in den Händen der Mächtigen vor. Im Zuge der Bildung der solidarischen Gemeinschaft spielten hierbei die bunten Baklavas - ihre ironische Umgestaltung von einer männlich-kriegerischen Konnotation zu einem selbstironisch-feministischen Zeichen - und das erstaunte, erkennende

und kompliziertere Lachen, das den komischen Brüchen folgt maßgebliche Rollen. Denn die humorvolle Erzählweise, der sich Pussy Riot bedienen, hat ein weiteres Potential: Sie kann Solidarität anhand von Widersprüchen erzeugen. So erscheinen Normenbrüche zunächst irritierend oder bedrohlich, durch die differenzierte Auseinandersetzung, die das Publikum aber leisten muss, offenbaren sie sich dann als Überkommen und Unhinterfragt; so bringen sie Gesinnungsgenoss_innen dazu aktiv zu werden – wie ich detailliert mit Francesca Polleta und Hellmuth Plessner ausführen werde.

Cornelia Gantze

Images that Matter

Strategien und Formen queer_feministischer Bildpolitiken in deutschsprachigen (queer-)feministischen Magazinen

“The function of art is to do more than tell it like it is – it’s to imagine what is possible.” bell hooks 1994: 281

Bilder bilden die Realität nicht einfach ab, sie sind an der Konstruktion von gesellschaftlichen Realitäten beteiligt. Somit werden Bilder als technisch hergestellte und diskursiv platzierte Artefakte gesehen, welche Verteilungen von (Un-)Sichtbarkeiten, (Un-)Sagbarkeiten, Wahrnehmungsweisen, Subjekt- und Betrachter_innenpositionen produzieren (Mayerhauser 2006: 85). Sie tauchen in bestimmten Macht-Wissens-Konstellationen auf, verteilen Sichtbarkeiten, erzeugen politische Relevanzen und ermöglichen entsprechende Subjektpositionen (Maasen/ Mayerhauser/ Renggli 2006: 19). Den Strategien queer_feministischer Bildpolitiken wird in meinem Vortrag nachgegangen. In meiner Masterarbeit zu *Strategien und Formen queer_feministischer Bildpolitiken in deutschsprachigen (queer-)feministischen Magazinen* untersuche ich anhand einer, an die kritische Diskursanalyse angelehnten, Bildanalyse und der von Roswitha Breckner entwickelten Segmentanalyse die deutschsprachigen (queer-)feministischen Printmagazine Emma, Missy Magazine, an.schläge und *fiber*. Als theoretische Basis fungieren Aspekte der Gender- und Queer Studies, der dis/ability Studies sowie der Critical Whiteness Studies. In meiner Forschungsarbeit geht es vor allem um die Fragen was (queer-)feministische Bildpolitiken sind, wie diese angewendet werden, was sichtbar und was unsichtbar gemacht wird, welche Kollektivsubjekte in welchem Kontext adressiert werden und wie sich die angewandten Bildstrategien im Kontext der Magazine und ihren verschiedenen feministischen Verortungen unterscheiden bzw. auch überschneiden. Die Verbindungen von Bild und Text sowie die formale textliche Gestaltung (Layout, Typographie und Schreibweisen) sind in der Analyse miteinbezogen. Anhand von Interviews mit Teilen der Redaktionen werden die bildpolitischen Blattlinien der Magazine mit den Analyseergebnissen verbunden. Von besonderem Interesse dabei ist auch,

ob und wie die visuelle Gestaltung der Magazine „neue“ Normativitäten konstruiert und damit erst recht wieder exkludierend wirkt.

SICH SELBST ERZÄHLEND

N.N.

»Das Leben als Ertrag des Lebens«. Zur akademischen Biographie als Norm

Ich stelle mir eine literarische Erzählung über eine von der Universität geprägte Biographie als einen Beitrag zur Diskussion akademischer Normen vor. Ihr Gegenstand wären verschiedene Umgangsformen mit dem akademischen Leben. Die Norm akademischer Disziplinen für Bewerbungen – aus Sicht der Institution absolut legitim – ist die Offenlegung der eigenen Biographie: Ich werde sie Euch/Ihnen nicht mitteilen. Ein in den Stationen von Namen, Studienorten und Abschlüssen, in den Kategorien von Prüfungen, Ergebnissen und daraus resultierendem Status erzählter Lebensweg machte disziplinierte Kontinuität transparent – oder ihren Bruch wie hier. Ein Philosoph – warum den Namen nennen? – schrieb im 19. Jahrhundert: „*Das Leben als Ertrag des Lebens*. – Der Mensch mag sich noch so weit mit seiner Erkenntnis ausrecken, sich selber noch so objectiv vorkommen: zuletzt trägt er doch Nichts davon, als seine eigene Biographie.“ Meine Hauptdisziplin ist die Erzählforschung. Ich würde, indem ich von fiktiven Leben mit realen akademischen Zügen erzähle, brechen mit den Normen in akademischen Narrativen. Eine Erzählung lässt sich definieren als kausale Verknüpfung temporal aufeinander folgender Ereignisse.¹ Pierre Bourdieu – hier nun doch ein Name, ein Rang, ein Status – schreibt in *Homo academicus*: „Der Soziologe, der seine eigene Welt in dem ihm Nächsten und Vertrautesten zum Gegenstand der Analyse erhebt, soll nicht, wie der Ethnologe, das Exotische heimisch machen, vielmehr das Heimische durch den Abbruch der Primärbeziehung der Vertrautheit mit Lebens- und Denkweisen, die ihm, weil zu vertraut, fremd bleiben, sozusagen »exotisieren«, dem Gewohnten die Dimension des Exotischen zurückgeben.“² Die eigene Biographie stellt auf den ersten Blick das „Nächste und Vertrauteste“ dar. Als das geeignete Mittel zur ‚Exotisierung‘ der eigenen akademischen Biographie erscheint mir das Mittel einer an Bourdieu geschulten Selbstreflexion im Medium einer fiktiven Erzählung, die Schlaglichter wirft auf kausal und temporal brüchige Ereignisse in Leben, die von der Universität geprägt sind. In meinem Vortrag, d.h. in meiner Er-

zählung will ich also sprechen vom Versuch des Bruchs mit akademischen Normen von innen heraus während des Erzählens vor wahrscheinlich teils akademischem Publikum. Reflektieren würde ich alle drei Ebenen der Konferenz: Die biographische Norm der akademischen Disziplinen verlangt ein Narrativ, von dem ohne authentische Daten zu erzählen ihren Bruch darstellt. Mein akademischer Rang jenseits der Promotion existiert; ohne ihn zu nennen, werde ich einen anderen beschreiben und als Ertrag eines fremden Lebens reflektieren, denn das wissenschaftliche Leben bildet zweifellos ein Element von Biographien; und möglicherweise ist nur eine dem akademischen Betrieb verborgene Biographie der Ertrag eines eigenen Lebens.

- 1 Kanonisch – was ist das Verhältnis von Kanon und Norm? – ist folgende Definition von Edward Morgan Forster: „Let us define a plot. We have defined a story as a narrative of events arranged in their time-sequence. A plot is also a narrative of events, the emphasis falling on causality. »The king died and then the queen died« is a story. »The king died, and then the queen died of grief« is a plot. The time-sequence is preserved, but the sense of causality overshadows it.“ Edward Morgan Forster: *Aspects of the Novel*. Reprint. London: Penguin 2005 [1927] (= Penguin classics). S. 87. Vgl. zu dieser Definition als derjenigen einer „Geschichte“ Matías Martínez u. Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*. 9., aktual. u. erw. Aufl. München: C.H. Beck 2012 [1999]. S. 112f. Zum Vergleich verschiedener Narrativitätsbegriffe vgl. Wolf Schmid: *Elemente der Narratologie*. 2., verb. Aufl. Berlin: Walter de Gruyter 2008 [2005] (= de Gruyter Studienbuch). S. 1-7.
- 2 Pierre Bourdieu: *Homo academicus*. Übers. v. Bernd Schwibs. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1988 [1984] (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft Bd. 1002). S. 9.

BEWEGTE BILDER – BEWEGTE NORMEN

Henrik Wehmeier

Die Auflösung des Blickes – Rausch im Film als performativer Bruch der Alltagswahrnehmung

Wabernde Lichter, grell leuchtende Farben, kaskadierende Formen: Der Beginn von Gaspar Noés *Enter the Void* (FRA/DE/ITA/CAN 2009) führt den Zuschauer mitten in den Rausch eines Drogenkonsumenten. Der Film wandelt damit an der Grenze der Repräsentation, da die introspektive Inszenierung subjektiv-ekstatischer Zustände mit etablierten Darstellungstraditionen kaum realisierbar ist. Die Ursachen für diese Schwierigkeiten verweisen auf eine tieferliegende Spannung zwischen alltäglicher Wahrnehmung und rauschhaften Erlebnissen. So betonten etwa Teile der 68er Bewegung immer wieder die spirituell befreiende Wirkung bewusstseinsweiternder Substanzen, um deren Illegalität eine bis heute andauernde Diskussion geführt wird und erahnen lässt, dass hier durchaus auch Aspekte von Wahrnehmungsnormierungen eine Rolle spielen. Diese gesellschaftliche Relevanz konkretisiert sich in medialen Artefakten, etwa in dem eingangs beschriebenen assoziativen Filmstils Noés, weitere Beispiele sind u.a. das Farbenspektakel während eines LSDs Trips in Ang Lees *Taking Woodstock* (USA 2009) oder die verfließenden Formen und Körpertransformationen als Wirkung von Meskalin in Terry Gilliams *Fear and Loathing in Las Vegas* (USA 1998). Alle diese Filme inszenieren Störungen der Alltagswahrnehmung und damit Brüche in der gesellschaftlich dominanten rationalistischen Weltrezeption. Diese Störungen fokussieren die performative Wirkungsdimension von Filmen und konfrontieren den Zuschauer nicht nur inhaltlich sondern auch unmittelbar ästhetisch mit filmischen Stilen, die die repräsentative Deutung häufig ins Leere laufen lassen und stattdessen performative Rezeptionen forcieren. Der Vortrag will sich analytisch diesen filmisch inszenierten Störungen nähern, neben der Reflektion der performativen Qualität zulasten repräsentativer Deutungen soll so in einem weiteren Schritt überlegt werden, welche politischen Implikationen diese medialen Artefakten durch ihren Bruch mit der normierten Alltagswahrnehmung bergen. Zentrale wissenschaftliche Bezugspunkte sind dabei die Forschungen zur medialen Performativität von Sybille Krämer und

Dieter Mersch, insbesondere Mersch's Ansatz zu einer Posthermeneutik, der nicht zuletzt auch als Gegengewicht zur Dominanz von interpretativen Ansätzen in der Geisteswissenschaft intendiert ist.

Ilona Toller

Geschlecht, Sexualität und Behinderung* im Film *The Sessions*

Im Jahr 2012 erschien der Film *The Sessions* des Regisseurs Ben Lewin unter dem Dach des Fox Searchlight Pictures Filmstudios. Wie hier bereits zu erahnen ist, handelt es sich um eine Veröffentlichung der Hollywood-Traumfabrik - ein Faktor, der auf ein breites Publikum hinweist, was wiederum durch zahlreiche Artikel und Rezensionen zum Film bestätigt wird. Die besondere Aufmerksamkeit, die dem Film zuteil wurde, kann allerdings auch etwas mit seinem Thema zu tun haben: Behinderung* und Sexualität. Es geht um den 38-jährigen Mark O'Brien, der aufgrund einer Polio-Erkrankung vom Hals abwärts gelähmt ist und auf eine „iron lung“, ein Beatmungsgerät, angewiesen ist. Der Film behandelt den Wunsch des Protagonisten, seine Sexualität (erstmals) ausleben zu können. Ein Vorhaben, mit welchem er sich an eine Sexualtherapeutin wendet, mit der er anschließend in sechs Sitzungen sexuelle Praktiken erkundet. Im Vortrag wird eine filmanalytische Betrachtung des Films *The Sessions* präsentiert. Da eines der zentralen Themen des Films die Intersektion von Behinderung* und Sexualität ist, liegt der Fokus darauf, die im Film repräsentierten Konstruktionen von Geschlecht, Sexualität und Behinderung* auszuloten. Dementsprechend werden folgende Fragenkomplexe untersucht: Wie werden in *The Sessions* Geschlechter, Sexualitäten und Behinderung* verhandelt? Welche Normen werden (re-)produziert? Welche Stereotype werden reproduziert? Wie wird Sexualbegleitung im Film verhandelt? Ein transdisziplinärer, multipler Behinderungsbegriffs ermöglicht es herauszuarbeiten, inwiefern Behinderung* und Heterosexualität einander wechselseitig bedingen. Die kritischen Dis/ability* Studies und die Crip Theory einerseits, sowie die deskonstruktivistischen Gender- und Queer Studies andererseits bilden die theoretische Basis dieser Arbeit. Dabei leiten jene, von Lothar Mikos vorgeschlagenen, filmanalytischen Ebenen die Untersuchung in ihrer jeweiligen Wechselwirkung methodisch und strukturierend an.“

Da der Film eines der wenigen massenmedialen Phänomene darstellt, wel-

ches die Intersektion von Behinderung* und Sexualität behandelt, gibt die Analyse Aufschluss über gesellschaftliche Vorannahmen und Zuschreibungen, die den Status Quo der immer angenommenen able-bodiedness aufrecht halten.“

Marek Jancovic

Bildwiederholraten und die Ordnung des audiovisuellen Erlebens

Unsere mediale Erfahrung operiert nicht nur unter narrativen Normen in den „Inhalten“ audiovisueller Medien, sondern auch unter ganz expliziten Richtlinien in deren technologischem Unterbau. Standards wie die in der Fernsehübertragung gebräuchlichen Bildwiederholraten ordnen nicht nur, wie die audiovisuelle Welt erlebt wird, sondern erfordern – als ein Genre des Ingenieurwesens und der Medizin – auch eine kontinuierliche Produktion von Wissen über den menschlichen Körper.¹ Ziel dieses Beitrags ist es, normative Machteffekte der scheinbar rein technologischen Merkmale des Fernsehens zu enthüllen. Die zentrale Frage lautet: Was für Körper sind in technologischen Normen impliziert? Es werden nicht etwa beliebige (geschweige denn alle), sondern erstens *funktionierende* und zweitens *auf eine ganz bestimmte Weise* funktionierende Körper unterstellt. Die so entstehenden Modelle einer „Idealuserin“ sollen nach Ellipsen untersucht werden: welche Medientopologie enthüllt sich, wenn man anders funktionierende Körper gegen die normierende Kapazität audiovisueller Medien stellt? Welche Konstrukte des Körpers treten hervor, wenn anders funktionierende Medien untersucht werden? Anschließend werden Medien mit fluiden Bildwiederholraten auf ihr Widerstandspotential gegen Normierungsprozesse überprüft: Es wird argumentiert, dass etwa der (händisch projizierte) frühe Film oder mobile Videokameras mit variablen Bildfrequenzen eine medientechnische Form des *Queering* darstellen, da sie sich nur mit großem Aufwand in die technologisch normierte Ästhetik institutionalisierter audiovisueller Medien fügen lassen. Aufschlussreich ist in dieser Hinsicht etwa Lorna Roths Geschichte der fotografischen Emulsionen, in der sie technische Normen als nach Hautfarbe exkludierende Praktiken enttarnt.² Doch Konstrukte spezifischer Körperlichkeiten existieren bereits unterhalb der bildlichen Repräsentation; auf der technologischen Ebene, die die sensorische Erfahrung von Bildern und Lauten überhaupt ermöglicht. Thematisch affin sind hierzu Wendy Chuns Überlegungen zur epistemischen Konstruktion früher Computerspeicher als

Gedächtnisorgane – und folglich der Modellierung des menschlichen Körpers als etwas, das ein „Gedächtnisorgan“ besitzt.³ Ich schreite methodologisch ähnlich vor, untersuche aber die wenig beachteten politischen Aspekte von Bildwiederholraten, und verbinde somit den technisch rigorosen *new materialism* mit an Foucault und Kittler angelehnten medienarchäologischen Ansätzen.

1 Vgl. Kittler, Friedrich. *Optical Media*. Trans. Anthony Enns. 1 edition. Cambridge, UK; Malden, MA: Polity, 2009.

2 Roth, Lorna. "Looking at Shirley, the Ultimate Norm: Colour Balance, Image Technologies, and Cognitive Equity." *Canadian Journal of Communication* 34.1 (2009): 111-136.

3 Chun, Wendy Hui Kyong. "The Enduring Ephemeral, or the Future Is a Memory." *Critical Inquiry* 35 (2008): 148–171. Auch Draaisma, Douwe. *Metaphors of Memory: A History of Ideas about the Mind*. Trans. Paul Vincent. Cambridge, U.K.; New York: Cambridge University Press, 2001.

Beatrice Frasl

„Who is the monster and who is the man?“ – Prinzessinnen und Schwiegermütter, Disney und Queerness.

Mein Beitrag nähert sich einem ebenso soziokulturell bedeutenden, wie wissenschaftlich vernachlässigten popkulturellen Phänomen aus queerfeministischer Perspektive: Disney-Filmen. Analysen dieser erschöpfen sich oft in bloßer Kritik (hetero)sexistischer oder rassistischer Bild/Textpolitiken (siehe u.a.: Buescher/Ono; Dundes; Li-Vollmer; La Pointe). Die Filme wurden also vorrangig als Texte besprochen, in welchen – oftmals verletzende - Normen perpetuiert werden, selten jedoch als Orte (potentieller) Normbrüche; als tief verankert in einer heteronormativen und patriarchalen Erzählstruktur. Im Zentrum von Disney-Filmen steht eine heterosexuelle Romanze (naturalisiert und idealisiert), während der Narrativ mit einer Hochzeit oder einer hochzeit-ähnlichen, jedenfalls aber heterosexuellen, Vereinigung beschlossen wird. Im Zuge dessen wird Heterosexualität nicht nur zum erzählerischen Zentrum und Strukturmerkmal, sondern auch als unsichtbare, „natürliche“ und unhinterfragte Norm verfestigt und zudem auch zu einem wesentlichen Bestandteil der Konstruktion von Weiblichkeit - denn vor allem weibliche Hauptfiguren werden auf eine Weise dargestellt, die die Erfüllung heterosexueller Romantik zum Ziel und Zweck ihres Daseins werden lässt (siehe: Cokely; Dundes). Allerdings enthalten Disney-Filme viele, oft vordergründig widersprüchliche, semantische Schichten (siehe: Zarranz; Byrne/McQuillan; Griffin), die es zu analysieren gilt und welche weder auf eine ideologische Bedeutung reduzierbar noch unverändert und unveränderbar sind. Hier ist die Figur der Disney-Prinzessin von besonderem Interesse. Während jene der „Walt-Ära“ (,36-‘69) noch einem Weiblichkeitsideal von Häuslichkeit, Passivität und Schönheit entspricht, vor dessen Hintergrund „Gut“ und „Böse“ im Rahmen einer manichäischen Konstruktion (Prinzessin vs. böse Schwiegermutter) von Weiblichkeit verhandelt wird, ändern sich Disney’s Geschlechterkonstruktionen ab den 1990ern merklich. Der Zugang des Queer Readings versteht Texte als Bedeutungspotentiale, in welchen Subtext/e und Text in ständigem Widerstreit und Austausch zueinander stehen. Auch Disney-Filme

können so als komplexe semantische Felder von Normverhandlungen, Normreiterationen und Normbrüchen verstanden werden. Mein Beitrag geht also von der Annahme aus, dass eine Kritik, welche sich lediglich an der heteronormativen und sexistischen Textoberfläche abarbeitet, zu kurz greift und beschäftigt sich sowohl mit Normen als auch mit etwaigen Normbrüchen.

SCIFI – NORMEN AUS DER ZUKUNFT?

Michaela Pasterk

Polyamorie: von Normenkonflikt zu feministischem Utopia?

Obwohl der Begriff Polyamorie - die Praxis im gegenseitigen Einverständnis mehrere Menschen zu lieben - erst seit Beginn der 1990er Jahre existiert, ist die Philosophie dahinter in ihrer heutigen Form auf die sexuelle Revolution der 1960er Jahre zurück zu verfolgen. Seit Robert A. Heinleins ausschlaggebendem Roman *Stranger in a Strange Land* (1961) wurde das Prinzip der Polyamorie auch in der Literatur, vor allem im Genre Science Fiction wiederholt aufgegriffen, und diente als Austragungsort für kritische, oftmals feministische Auseinandersetzungen mit westlichen (patriarchalen) Normen und Konventionen. Mein Beitrag untersucht anhand von Marion Zimmer Bradleys *The Forbidden Tower* (1977) und Starhawks *The Fifth Sacred Thing* (1993) wie das Thema Polyamorie in diesen Texten verwendet wird um aufzuzeigen, wie viele bewusste und unbewusste Normen der westlichen Gesellschaft um das Konzept der Monogamie aufgebaut sind. Die Auswirkungen eines Bruchs mit der Konvention Monogamie sind nicht nur in Diskursen rund um die Identität, Sexualität, und Geschlechterrollen einzelner Beteiligter zu sehen, welche in diesem Kontext als Akte der Performanz bestätigt werden, sondern erstrecken sich auch in breitere sozialpolitische Diskurse wie etwa Rassismus, Klassismus und institutionalisierte Gewalt. Die Konflikte, die diesen Narrativen innewohnen thematisieren nicht nur herrschende Machtverhältnisse und internalisierte Wertvorstellungen der Charaktere, sondern reflektieren ebenso jene der Leserschaft, für welche die Welt der Romane dadurch zum Schauplatz nicht nur fiktiver sondern auch persönlicher Re-Evaluierung von Werten werden kann.

Ruth Steinberg

„I'd rather be partly great than entirely useless“: Organentnahme in dystopischer Literatur

Obwohl die Dichotomie von Körper und Geist eine Grundlage des aufgeklärten Denkens ist, ist die Verbundenheit beider Einheiten eine kaum bestreitbare Norm. Der Körper fungiert dabei als Medium des Geistes und wird häufig metaphorisch genutzt um seelische Zustände zu verdeutlichen, wie beispielsweise die Nutzung der Herz-Metapher in zahlreichen popkulturellen Texten zeigt. Körper und Geist scheinen hier untrennbar verbunden – das Selbst bezieht sich auf die Persönlichkeit und ihren Körper. Interessanterweise wird diese Untrennbarkeit als selbstverständlich angenommen, obwohl Eingriffe in den menschlichen Körper gängige Praxis sind. Vor allem die Organtransplantation stellt dabei die individuelle und kulturelle Vorstellung einer Einheit infrage. Transplantationen scheinen dabei nicht nur die körperliche Integrität zu stören, sondern vielmehr die Individualität des Menschen zu attackieren, wie der herztransplantierte Jean-Luc Nancy erklärt, der seit seiner Operation das Fremde in sich spürt. Transplantationen greifen somit bestehende Normen dessen an, was wir als menschlich erachten. Diese Tendenz spiegelt sich auch in der dystopischen Reflektion wider. Das Tangieren von Tabus spielt hier eine zentrale Rolle – so wird der geklonte Mensch zu Bioressource, seine Organe eine Ware auf einem Markt. Während die verbreitete Sicht des Körpers als Maschine, die der Biomedizin entstammt, in diesen Texten kritisch beleuchtet wird, steht auch das Verhältnis von Selbst und Körper im Mittelpunkt. Um die Bandbreite der Behandlung dieses Themas in dystopischer Literatur darzustellen, werden zwei Romane aus dem englischen Sprachraum untersucht. In Kazuo Ishiguro's *Never Let Me Go* (2005) spricht die Protagonistin über ihre Entdeckung, als Klon für die Organentnahme gezüchtet worden zu sein. Die Erzählung zeigt dabei die Diskrepanz zwischen ihrer Erziehung und Erfahrung als Subjekt und ihrem späteren Sinn als Objekt auf. Neal Shusterman's *Unwind* (2007) bietet einen völlig anderen Zugang: Der Tod durch erzwungene Organentnahme wird hier gesellschaftlich relativiert, da der Körper in seinen Einzelteilen weiterhin be-

steht. Organtransplantation und ihre Verwendung in den dystopischen Werken bricht daher die Verbindung von Selbst und Körper auf und stellt damit eine grundsätzliche menschliche Norm in Frage.

Sabine Schönfellner

Angst vor der Gerontokratie? Die Auseinandersetzung mit veränderten Alterungsprozessen bei Bruce Sterling, Jean-Jacques Rufin und Kaspar Colling Nielsen

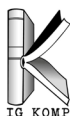
Welche Herausforderungen kommen auf westliche Demokratien zu, wenn der Anteil von älteren Menschen an der Bevölkerung kontinuierlich weiter steigt? Während in der gerontologischen und auch der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung vor allem die Diskussion um die Diskriminierung Älterer und mögliches Vorgehen gegen diese dominieren – etwa in Frank Schirrmachers *Das Methusalem Komplott* (2004) – geht die Literatur einen Schritt weiter und zeigt mögliche zukünftige Gesellschaften. In diesen besteht der Großteil der Bevölkerung aus über 100-Jährigen, die in diesen sogenannten „Gerontokratien“ tonangebend sind. In Jean-Jacques Rufins *Globalia* (2004), Bruce Sterlings *Holy Fire* (1996) und Kaspar Colling Niensens *Den Danske Borgerkrig 2018-2024* (2013) zeigt sich, wie Konzepte von Jung und Alt in Frage gestellt werden oder neuartige Konzeptionen entstehen – so werden etwa junge Personen in *Globalia* verachtet, in *Holy Fire* werden die Alten durch Verjüngungsprozesse äußerlich wieder jung. Zugleich wird in den Romanen gezeigt, wie durch diese Veränderungsprozesse tradierte Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit z.T. perpetuiert, z.T. gebrochen werden. In meinem Beitrag setze ich mich damit auseinander, wie auf den Erzählebenen dieser Romane diskursive Formationen zu Jung und Alt, Männlichkeit und Weiblichkeit aufgegriffen und weiterentwickelt werden. Zugleich gehe ich auch darauf ein, inwiefern sich die Thematik der Verlängerung des Lebens auch auf die Erzählkonstruktion auswirkt – insbesondere in *Den Danske Borgerkrig 2018-2024*. Es geht dabei um die Frage, inwieweit mit Verschiebungen der Fiktionalität und durch das Spiel mit Genrekonventionen neue Erzählkonstruktionen für ein neuartiges Menschenbild entwickelt werden.

Die Konferenz wurde organisiert von Marlene Haider,
Magdalena Hangel und Ulrike (Ulli) Koch

FÖRDERUNGEN/
KOOPERATIONEN



Studienvertretung
Translat!on



ÖH an der Akademie der bildenden Künste

www.dinnakonferenz.wordpress.com

DINN_A@gmx.at